

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Nebr., 4. November 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 11.

Das Glück.

Von Paul Wilhelm.

Du gindest, dir das Glück zu erlangen
Hinaus in die weite Welt —
Nun steht mit den sinkenden Tagen
Du wieder zum heimischen Welt!...

Du eilst durch Städte und Felder
Und jagst über Berge und Thal,
Du träumst im Frieden der Wälder,
Im brechenden Abendstrahl.

Du grühest nach Kummer und Sorgen
Den zitternden Frühlingstagen,
Als träte das Glück mit dem Morgen
Zu dir in die Stube hinein!

Du schaukst in alle Karossen,
Ob sie nicht entführen dein Glück,
Und folgst den schäumenden Rössen
Nach leuchtend am Wege ein Stück.

Du hobst in Weiten und Fernen
Und jagst über Laube und Meer —
Du fändest es nimmermehr...
Denn als du nach fernem Landen
Ausjagst mit Welle und Wind —
Nirgends lächelnd am Ufer gestanden,
Ein blaunügg Bettelkind...

Eines Lebens Arbeit.

Erzählung von Reinhold Dertmann.

Mit einem tiefen Athemzug der Erleichterung legt Professor Martus Friedländer die Feder aus der Hand. Als er nach dem Augenblick hat er die Kräfte seines Geistes aufs Außerste anspannen müssen und es ist ihm fast, als habe er sich alljährig zugehauen. Nun hat er die Kräfte, die die Schwäche des Alters leicht zittern macht, den Namen unter die letzten Fetten der Arbeit setzen können, und jetzt, da seine Gedanken sich mächtig vom Gegenstand lösen, der sie durch Stunden so ganz gefesselt hielt, wird er erst inne, wie müde er geworden ist.

Sie hat ihn oft überfallen in der letzten Zeit, diese lähmende, schaffensfeindliche Müdigkeit. Heute aber angibt sie ihn nicht mehr, wie sie ihn sonst wohl geängstigt haben mag. Einem Lebens Zweck ist sie erfüllt, das Ziel, das er sich einst gesetzt, er hat es erreicht. Sie ist seines Lebens Inhalt gewesen, die Arbeit, die nun vollendet vor ihm liegt, der Inhalt seines langen Lebens, dem es ein Mühe und Sorge, an Kummer und Leid so wenig gekostet hat wie an Fleiß und an großen Sorgen. Nur daß ihm das Schicksal, den Becher des Leides viel leicht ein wenig öfter gereicht hat als den Kelch der Freude.

Um Jahrzehnte trägt ihn die Erinnerung zurück. Bis zu jenen Tagen, da er sein Glück auch in Anderem gesucht hat als in der Arbeit und in Wohlthun. Und er denkt der schwersten Stunde seines Lebens.

Die Liebe des jungen Arztes, dessen schwärmerische Weltkenntnis sich kühl über alle Vorurtheile, über alle Ueberlieferung hinwegsetzte, hatte sich einem Mädchen zugetrieben, das nach Rang und Geburt weit über ihm stand. Es war ihm gelungen, ihre Aneignung zu erwerben, und ihrer Familie zum Trotz hatte sie sich dem unbekanntem und unbestimmten Arzte angeliebt. Der ersten Enttäuschung ihrer Angehörigen hielt sie müthig Stand; den ständigen Quälereien aber, denen man sie aussetzte, war sie nicht gewachsen. Man führte sie in das Pfandlosgeschäft, das die Eltern des Arztes inne hatten; man hielt ihr vor, daß sie alles — Familie, Freundschaft und Gesellschaf aufgeben müßte, wollte sie ihm in die Ehe folgen. Gesellichhaft trug man zusammen, was tabularisch wertig war, mochte an ihm — und wo wäre der Mensch, der ganz frei von Fehlern ist! — fügte es zu einem niedrigen und abstoßenden Charakterbilde zusammen und machte sie an dem geküßten Manne selbst irre. Eine Handlung von ihm, die sie mißverstand und zu seinen Unansehen deutete, ließ ihn ihr vollends für habüchlich und unedel gelten, und ohne ihm die Beirathung zu verbergen, löste sie die Verlobung auf.

Damals hatte er gemeint, ihren Verlust nicht ertragen, nicht ohne sie weiterleben zu können. Nur die rührende Liebe seiner Eltern, nur die Angst, die beiden Alten durch eine Verzweiflungsthat unglücklich zu machen, hatte ihn von einem verhängnisvollen Schritt zurückgehalten. Als aber der erste vernichtende Schmerz sich gelent, hatte er sich mit glühendem Eifer in die Arbeit gestürzt und seiner eisernen Energie war es gelungen, in ihr Vergessenheit und Befriedigung zu finden. Nicht daß er ganz

aufgehört hätte, die Verlorene zu lieben. Seine Liebe aber spornte ihn an, ihr zu zeigen, wie Unrecht sie ihm gethan — und seine beleidigten Gefühlte ließen das Gble und Gute, das in ihm war, wachsen und erstarken. Etwas Großes wollte er vollbringen, der Menschheit wahrhaft dienen — und keine unbestimmte, nebelhafte Idee war es, der er sich damit hingab, sondern ein festes Ziel stand schon vor seinen Blicken. Er arbeitete an der Zusammenfassung eines Mittels, das wirksam und ungefährlich als alle bisher vorhandenen den gefährlichsten Feind der Menschen, den Schmerz, aufzuheben — eines Mittels, das Millionen armer Kranker als eine himmlische Segnung zuteil werden sollte.

Nicht über Nacht freilich hatte er sein großes Vorhaben bewältigen können. Ein Menschenleben hatte er damit ausfüllen müssen, und mehr als einmal war er an dem Gelingen schier verzweifelt. Aus dem Pfandlosgeschäft im Laufe der Jahre der leitende Arzt des Krankenhauses geworden, die schwarzen Haare hatten sich längst gebleicht, da er es endlich vollbracht hatte.

Nun aber liegt es hinter ihn — die enabeschriebenen Bogen auf der Schreibplatte enthalten die Abhandlung über sein neues Mittel, die er einem Letzte-Kongreß zugehen lassen will. Der Arzt seines Namens wird weihen erklaren — als ein Wohlthäter der Menschheit wird er genannt werden — und auch sie wird ihn hören!

Die Schlüsse einer Uhr mahnen ihn an seine Pflicht. Jubel schon keine Zeit hat er dem Werke geopfert, wenn er sich auf seine Assistenten verlassen kann. Er macht einen Rundgang durch die Säle, und wie er erwartet hat, findet er alles in bestem Zustand. Als ihm sein Weg an der Thür des Laboratoriums vorüber führt, hört er drinnen das leise Klirren von Gläsern. Er tritt über die Schwelle, und einen seiner Assistenten findet er über Behälter und Apparate gebeugt.

Doktor Ludwig Hermann ist wohl der flügste und auch der gewisstenhafteste unter seinen Gehilfen. Martus Friedländer ist ihm von Herzen wezhan; und er fühlt ein tiefes Mitleid mit ihm, da er den abgepannten, hoffnungslosen Ausdruck auf seinem Gesicht wahrnimmt. So hat auch er oft dreingeschaut, wenn er dem ersehnten Ziele nahe, doch nicht bis zu ihm vordringen konnte.

„Darf man wissen, was Sie da machen, Herr Kollege?“ fragt er freundlich. Der junge Arzt aber wirft mit einer unmutigen Bewegung den Köpf bei Seite, den er in der Hand gehalten hat.

„Es war ein unfinniges Beginnen, Herr Professor! — Zu Ihnen aber kann ich ja davon sprechen — nun, da ich doch die Unmöglichkeit meines Vorhabens eingesehen habe! Seit ein paar Jahren quäle ich mich damit, ein neues Mittel zu schaffen, das Chloroform und Aether bei der Operation ersetzen soll. Es soll bestimmte Körpertheile, in die es eingespritzt wird, gegen den Schmerz unempfindlich machen. Und ich habe nun glückselig erreicht, daß ich wieder da stehe, von wo ich ausgegangen bin.“

Der ruhig glatte Ausdruck bleibt unverändert auf den Zügen des greisen Arztes.

„Ein neues Mittel! — Ein kuhnes Vorhaben, mein Freund. Sie haben sich da Ihr Ziel recht hoch gesetzt.“

„Freilich, ich hätte mir mit der gleichen Aussicht auf Erfolg vornehmen können, den Mond herunter zu holen! — Und ich habe das Wahnwitzige meiner Absicht ja auch schon eingesehen, noch ehe ich an die Ausführung ging.“

Martus Friedländer fordert ihn nicht auf, ihm das zu erklären. Er blickt eine gute Weile sinnend vor sich nieder und dann sagt er langsam: „Wie ist mir doch — sprach man mir nicht davon, daß Sie sich zu verheirathen gedächten, Kollege?“

Das Alltägliche des jungen Arztes deckt eine fliegende Blüthe.

„Man hat Sie recht unterrichtet, Herr Professor!“ sagte er, mühsam nach Atmung ringend. „Aber ich — müßte diese Absicht nun wohl wieder aufgeben.“

„Ich will mich nicht in Ihre Vertrauen drängen. Aber wenn Ihnen eine offene Aussprache Erleichterung schaffen kann —“

Da bricht es wie ein Strom lebensschafflichen Schmerzes aus der Brust des jungen Mannes: „Was ver schlägt es mir auch, ob ein jeder weiß oder nicht weiß, wie es um mich bestellt ist! — Man wird sich ja ohnedies genug über den armen Teufel lustig machen, der seine Töchter bis zur Tochter eines leibhaftigen Grafen zu erheben gewagt hat.“

Das Mädchen, das ich liebe, liebt mich wieder. Aber sie steht zu sehr unter dem Einfluß ihrer Eltern. Und mit bürren Worten hat es mir der hochgeborene Vater ins Gesicht gesagt: wenn er seine Tochter schon einem Bürgerlichen gäbe — einem, der nichts ist und der nichts geleistet hat, siehe er sie nimmer! Und das Mädchen mag es nicht, ihm Trost zu bieten. — Der Verlust, dies Heilmittel zu finden, war meine letzte Hoffnung. Nun werd' ich mir wohl einen anderen Ausweg suchen müssen.“

Man sieht's ihm unschwer an, wozu dieser Ausweg bestehen soll. Martus Friedländer aber sagt kein Wort, ihn in seinem Vorhaben warfend zu machen. Er geht nur langsam an den Tisch, darauf die Gläser und Büchsen mit den Pulvern setzen, und während es minutenlang still zwischen ihnen ist, prüft er mit Nase und Zunge diese Mischung, die sein junger Kollege bereitet hat.

Es ist etwas Feierliches in der Art, wie er sich dann erhebt — etwas, das Ehrfurcht gebietet. Dem Manne, der ihm erkaunt und bekreundet zuersicht hat, legt er beide Hände auf die Schultern.

„Ich gratulire Ihnen, Herr Kollege!“ sagt er erst und langsam. „Mit der Wahl des Grundstoffes sind Sie durchaus auf dem rechten Wege. Ich habe mich — früher einmal — selbst mit derartigen Versuchen beschäftigt. Und was mir damals verschlossen geblieben ist — jetzt, da ich Ihre Mischung gesehen, glaube ich, es gefunden zu haben. Meiner Meinung nach fehlen nur einige Kleinigkeiten, um Ihre Erfindung wirksam zu machen. Darf ich Sie Ihnen für einen Versuch notiren?“

Der Andere ist so fassungslas, daß er kein Wort über die Lippen bringt. Martus Friedländer geht aber von Neuem zum Tisch, um einige Zahlen und chemische Buchstabenzeichen auf das Papier zu werfen.

„Hoffen Sie Hoffnung, lieber Freund — es muß Ihnen gelingen! — Wollen Sie mir versprechen, noch einen letzten Versuch zu machen und sich an mich um Rath zu wenden, wenn er nicht sogleich nach Ihrer Erwartung ausfallen sollte?“

„Ich verspreche es Ihnen!“
Aum ist der junge Mann im Stände gewesen, die Worte hervorzubringen. Und noch ehe er eine Aeußerung des Dankes hat thun können, hat der Professor das Zimmer verlassen.

In dem gleichen Gemach, darin er sie vor wenig Viertelstunden volendet, liebt der Arzt die Denkschrift über sein neues schmerzstillendes Mittel noch einmal vom ersten bis zum letzten Wort. Und dann geht er zum Ofen, um die Wärme für Blut zu verbrennen. Mit leuchtendem Herzen verzieht er auf Ruhm und Ehren, die ihm seines Lebens Arbeit gebracht hätte. Jetzt, wo der Abend seines Lebens zu dämmern beinaht, thut er es freudig und gern. Was kann ihm das Leben noch bieten? Seinem jungen Kollegen aber macht er die Bahn frei zu dem sonnigen Glück, das ihm selbst das Schicksal mit rauher Hand entriß und verlagst hatte.

Belgische Spigenarbeit.

Die Brüsseler Spitze hat schon durch ihren Namen eine fast magnetisirende Wirkung auf einen großen Theil der Damenwelt. Und doch haben viele von denen, die sich mit echten Spigen schmücken können, nur eine undeutliche Vorstellung von der Beschaffenheit der so genannten Brüsseler Spitze, die sie auf Treu und Glauben von einem ebenfalls in gutem Glauben handelnden Kaufmann erhalten haben, und der echten Brüsseler Spitze. Auch gar mancher, der in Brüssel selbst eingekauft hat, hält statt der feinen Handarbeit eine durch die Maschine hergestellte Spitze in Händen, ganz abgesehen davon, daß es weder der Art noch dem Ursprung nach Brüsseler Spitze ist. Wenn man in Brüssel nicht zufällig oder durch Empfehlung in einem der wenigen soliden Geschäfte kommt, deren Inhaberinnen geschäftstüchtig sind und die Fremden herzlich aufklären wollen, kann man werthvolle Waare theuer bezahlen. Bewußt und unbewußt wird man betrogen.

Allerdings bekommt man einen Blick für die Mannigfaltigkeiten und Eigenart der belgischen Spigen, wenn man die verschiedenen Spigengebilde, die im Laufe der Zeit entstanden, nebeneinander sieht. In das Geheimnis ihrer Entscheidung bringt man aber erst in den kleineren, hülsen Städten ein, sobald man sich die Mühe nimmt, den abwärts fühlenden Wegen zu folgen, welche die Arbeit gewöhnlich geht. Dann kommt

man in die bescheidenen, häufig ärmlichen und elenden Stadtviertel. Denn leider zeigen Lage und Schicksal der Spigenarbeiterinnen keineswegs die reiche und wechselnde Mannigfaltigkeit ihrer kunstvollen Gebilde auf. Wir schauen im Gegenheil oft in ein trostloses Ginerlei, aus dem selbst Noth und Sorge nicht verbrennt sind. Wer in Brügge die langen ärmlichen Straßen der Arbeiterviertel entlang wandert, die in ihren Namen noch an die Gewerke der vor sechs Jahrhunderten blühenden Tucherei erinnern (Walker-, Faden-, Färberstraße), der kann in den warmen Jahreszeiten ganze Reihen von Frauen jeden Alters, von der Greisin bis zum schulpflichtigen Kinde, am Klöppelstifen sitzen sehen, und das schmale Einkommen des Familienvaters vermehren zu helfen.

In Belgien ist ein sehr wichtiger Zweig der Heimarbeit die Spigenindustrie, soweit es sich um echte handgemachte Spigen handelt. Die Gesamtzahl der Spigenarbeiterinnen beläuft sich auf 30—40,000. Ihr Tagesverdienst ist im einzelnen sehr verschieden, im ganzen aber doch sehr gering. In vierzehntägiger Arbeitszeit erzielt die Arbeiterin selten einen höheren Erwerb als 75 bis 1 fr. Die Klöpplerin holt sich bei der Verlegerin — so kann man die Inhaberinnen der kleinen Spigenfabriken, die sich in oder nahe bei den Arbeitervierteln finden, wohl nennen — oder bei den Faktoren großer Spigenhäuser ihre Aufträge und liefert ihnen die fertige Arbeit ab. Diese kleinen Fabrik sind äußerlich unansehnliche Geschäfte. Aber wenn man in den bescheidenen Raum kommt — es findet Kleiverkauf statt — merkt man bald, daß ein Kapital in kostbaren Spigen aufgehäuft ist. Wie weit es das Kapital der Ladeninhaberin ist, ob hinter ihr eine fremde Kapitalistin steht und sie nur die Mittelperson ist, läßt sich in den einzelnen Fällen für den flüchtigen Besucher, oft auch für den ortskundigen Kenner schwer feststellen. Es kommt wohl beides vor. In mehreren Fällen hatten wir es zweifelslos mit der kapitalträchtigen Besitzerin zu thun, die die Arbeiterinnen in der Hand hat und einen schönen Gewinn in die eigene Tasche steckt. Man begegnet Geschäftsen, denen ein struppeliger Handwerksmeister nur zu klar auf der Stirn geschrieben ist.

In dem Hausflur vor der kleinen Ladenstube steht gewöhnlich eine kleine Bank, auf der die abliefernden Heimarbeiterinnen zu warten haben, wenn Käufer da sind. Es sind nicht immer freundliche Blicke, die dem Glücklichen folgen, der ihre kostbare und so schlecht gelohnte Arbeit antauchen kann, die Arbeit, die als der treueste Lebensbegleiter das Kind von frühen Jahren an in das hohe Alter geleitet und doch nur den dürftigsten Lohn für die meiste Arbeit abwirft. Und es erweckt nicht nur in der geglopften und abgearbeiteten Klöpplerin, sondern auch in dem demütigen und fehlenden Zuschauer ein zweiseitiges Gefühl, zu sehen, wie die Erzeuger dieser kostbaren Luxusartikel sich kümmerlich durch das Leben schlagen müssen. Die bloßen, schmachtigen Gestalten in den ärmlichen Kleidern vor den windspiesigen, vom Alter geschwärtzten Häusern, die fast alle einständig, doch immer den typisch belgischen Baustil in der treppenförmig abgeklüfften Front zeigen, kann man nicht so leicht wieder vergessen. In Gassen, sieht man fast nie ein Haus, das ein neueres oder freundlicheres Aussehen hat. Die Häuser sprechen einen an, als ob jahrhundertlang nur graues Elend über sie hinweggegangen wäre.

Glücklicherweise gibt es auch freundlicher Bilder, die uns die Spigenarbeiterin bei der Arbeit zeigen, und man vertieft sich nur zu gern in sie. Das Klöppeln und Nähen ist heute der Hauptberuf der Belginnen, wie es vor langen Jahrhunderten das Spinnen war. Im 12. und 13. Jahrhundert, in der Blüthezeit der blämischen Tuchindustrie, waren die Belginnenklöppler geiründet worden, um unvermeidlichen Frauen eine sichere Ertznie zu bieten. Wie kleine Städte innerhalb der großen Stadtgemeinden schlossen sich diese Klöppler durch eine Mauer von der Außenwelt ab. Diese Anlage und Verfassung haben sich bis heute bewahrt. Sobald man durch das unverschlossene, nur von einer Pförtnerin beobachtete Thor eintritt, ist man abgeschnitten von dem hastenden, rauschenden Leben draußen. Ein ungemain wohlthuender Friede umfängt uns. Durch das kleine Eingangsgäßchen schauen wir auf einen großen Rasenplatz mit schattigen Bäumen, in dessen Mitte die Kirche steht. Rings um diesen Platz und in den auf ihn einmündenden Straßen reicht sich Haus an Haus, in den neueren Anlagen hies hinter Mauern versteckt. Jedes Haus hat sein Gärtchen und sein Hüfchen.

In dem alten Begghinshof in Brügge sind es ganz kleine Häuschen, in den neueren Anlagen Gents zum Theil größere Häuser. Gewöhnlich wohnen drei bis vier Schwestern in einem Hause zusammen. Aber es sind auch kleinere Wohnungen da und größere Häuser mit zehn bis zwanzig Schwestern. Jede hat ihren eigenen Kuchtopf, worin sie sich zubereiten kann, was sie will, auf dem Ofen im gemeinsamen Wohnraum stehen. Sie fñhrt sich also ihren eigenen kleinen Haushalt trotz des Gemeinshafens. Nur wenn sie krank und arbeitsunfähig wird, kommt sie in das vorhandene Krankenhaus, um den Segen der Gemeinschaft auch in körperlicher Pflege und Fürsorge zu empfinden. Sie hat ihr Eigenleben, darf Besuch von ihren Verwandten und Freunden annehmen, selbst ausgehen und ihre Beziehungen zur Welt aufrecht halten.

Wenn man Sonntags zur Kirchstunde in den Begghinshof kommt, glaubt man sich in längst vergangene Zeiten zurückversetzt. Ueberall öffnen sich die Thüren, und von allen Seiten strömen die Schwestern zusammen, einzeln, paarweise oder in Zügen. Runde, rosige, oft noch sehr junge Gesichtern unter dem weit herunterhängenden weifen Kopftuch, auf denen zum Kirchgang ein vieredig zusammengelegtes weißes Tuch befestigt ist. Eigenthümlich ist es auch, daß zum Kirchgang der dunkelblau überdort hochgeschürzt ist, so daß ein glatter schwarzer Rock bis zu halber Höhe sichtbar wird.

An der Spitze eines Begghinshofes steht als Oberin die sogenannte Grande Dame. Männer leben nur einige wenige darin, wie der Bruder Pfarrer und der Bruder Arzt. Die Schwestern sind alle Arbeitsschwestern, die sich um eine bestimmte Summe zwar eingetauft haben, aber sich doch ihren Lebensunterhalt selbst erwerben, solange sie arbeitsfähig sind. Sie nähen und stiften Ausstattungen; aber ihre Hauptarbeit ist doch das Spigenklöppeln und -nähen. In den beiden Begghinshöfen von Gent ernähren sich nahezu 1000 Frauen — 600 im großen und 300 Schwestern im kleinen Begghinshof — auf diese Weise. Alle möglichen Gebilde entstehen hier, so die Valencienners Spitze, die von Mecheln, vor allem auch die Brüsseler Spitze, die Klöppeler und Näharbeit verbindet usw. Die Brügger Spitze wird weniger hergestellt, da die Klöppelerarbeit vorgewisse keine Arbeit ist.

Die Schwesternschaft als Genossenschaft kauft das Material ein und gibt es den einzelnen Schwestern zum Selbstkostenpreis ab. Und die Genossenschaft verkauft die fertige Arbeit zum Theil direkt im Handel, zum Theil legt sie sie auch an Fabrikanten und Geschäfte ab. Die Schwesternschaft ist eine Verlegerin der Schwestern. Der Erlös kommt nach Abzug der Kosten den einzelnen Schwestern selbst zu. Es ist eine Produktionsgemeinschaft, die entschieden für die Beihilflichen von großem Nutzen ist, soweit sie den Zwischenshandel ausschaltet und den Gewinn den Arbeiterinnen selbst zugute kommen läßt.

Und ein Blick in die freundlichen Arbeitsräume der beiden großen Begghinshöfe Gents zeigt sofort, daß sie nicht von der grauen Stimmung einer von der Noth bittierten Arbeit beherrscht sind.

Es ist selbstverständlich, daß der Fremde, der die Kolonie besucht und hier einkauft, nicht weniger bezahlt, als er in einem solchen weltlichen Geschäft bezahlen würde. Wie von ungefähr geleistet sich dem fremden Besucher ein freundliches Schwesterlein zu und fragt, ob er ein Haus von innen zu sehen wüßte. Und dann führt sie ihn in ein Haus, in dem der Verkauf stattfindet, und eine etwas Englisch sprechende Schwester auch Engländern und Amerikanern gerecht werden kann. Da werden alle möglichen schönen und kostbaren Spigen gezeigt, und wenn man auf diese nicht reagiert, werden kleine Andenken an die Belginnenhöfe vorgelegt. Das ist zu verlockend, und man widersteht nur selten, zumal die einfachen und verhältnismäßig groben Brügger Spigen die Muster viel schöner und klarer zum Ausdruck bringen als die feinen, aber sehr komplizierten Brüsseler Spigengebilde. So oft man später das kleine, von Spigen umrahmte Taschentuch in die Hand nimmt, denkt man gern der Hunderte von Belginnen, die in Belgien um die Klöppelstifen sitzen.

In der Sommerreise.

Fremder: „Ich dacht', man darf hier nicht haben, und nun sehe ich, wie der Polizeidiener selbst bade!“

Einheimischer: „O, der habet nicht, der schaut nur, ob einer nicht untergetaucht ist.“

Der größte Bahnhof der Welt.

Eines der gewaltigsten Baumerke der Jetztzeit ist der neue Leipziger Hauptbahnhof, der auf dem Areal des jetzigen Dresdener, Magdeburger und Thüringer Bahnhofes errichtet wird und im Jahre 1913 dem Verkehr übergeben werden soll. Jetzt ist die Bauleitung mit den Vorarbeiten für die Eisenbeton errichtet worden. Drei riesige brückenähnliche Bogen, denen sich nach später weitere drei Eisenbögen nach Osten angliedern werden, bilden insgesamt die Grenze des 900 Fuß langen Querbahnsteigs, von dem die Pertrons zu den Zügen ausgehen. Vor den sechs Bogen erhebt sich das Hauptgebäude des Bahnhofs, das durch Zoffitendbogen und Gesimse mit ihnen in Verbindung steht. Die nordwärts sich anschließenden Hallen für die Züge werden in Eisen und Glas ausgeführt. Der neue Zentralbahnhof soll alle Züge in einer gewaltigen Kopfstation vereinigen. Auf 26 Gleisen werden alle Thüringer, preussischen und sächsischen Linien einmünden, so daß selbst der Durchgangsverkehr nach Hof usw. raich mittels Ein- und Ausfahrt möglich wird. Je dreizehn Geleise der sächsischen und der preussischen Hälfte werden getrennt gehalten, dennoch wird das rollende Material von allen Gleisen nach allen geleitet werden können. Die Eisenbahn wird 1000 Fuß Breite haben. Die Tiefe entlang den Bahnsteigen soll 110 Fuß betragen. Der Personenbahnhof nimmt ein Areal von mehr als 100,000 Quadratnards ein, doppelt so viel als der Leipziger Augustusplatz. Eine wichtige Einrichtung wird ein besonderer Postbahnhof werden, wo alle Transitt- u. Lokalpakete Abfertigung erfolgte. Auf 32 Gleisen, die mit je 180 Fuß Länge vor diesem Postbahnhofe münden, können gleichzeitig 132 Bahnpakete vollgepackt und abgefertigt werden. Von gleicher Grobhaftigkeit wie die Personen-Verkehrsanlagen ist der technische Apparat der Abstell-, Rangier- und Werksätten-Bahnhöfe. Die Kosten des gewaltigen Verkehrsinstutits beziffert sich auf 32 Millionen Dollars. 4 Millionen trägt die Stadt Leipzig, mehrere Millionen auch die Reichsveht.

Steuerung eines Motorschiffes auf drahtlosem Wege.

Aus Nürnberg wird den Münchner Neuesten Nachrichten* unterm 16. August geschrieben: Bergangene Woche wurden auf dem Dugendebüde bei Nürnberg hochinteressante Versuche angestellt. Es handelte sich um die technische Ausprobung der Erfindung des Nürnberger Lehrers Christ. Wirth, der seit einigen Jahren mit dem Problem beschäftigt war, ein Fahrzeug vom Ufer aus mittels elektrischer Wellenübertragung nach Belieben zu lenken. Das Originelle der Erfindung scheint indessen darin zu liegen, daß die elektrischen Wellen, die vom Ufer ausgesandt werden, an Bord des Schiffes eine Anzahl unter sich ganz verschiedener Funktionen auszulösen imstande sind. Das geschieht mittels sinnerreicher Apparate, die dem Boote automontiert sind und gleich den Transformatoren anderer elektrischer Straßenbeleuchtungen die antommenden elektrischen Wellen für den augenblicklich gewünschten Zweck umformen. Es gewährt ein hohes ästhetisches Vergnügen, mitanzusehen, wie bedingungslos das immerhin gewichtige Motorschiff „Prinz Ludwig“, das sonst Dugend von „Strandbächen“ zum Vergnügen über die kaffeebraunen Fluthen des Sees dahintragen pflegt, dem auf der kleinen Brücke zum Leuchtturm stehenden „Dirigenten“ gehorcht. Die Berührung eines Knopfes oder Tasters genügt, um das verlorren und reungslos ohne Kapitän und Mannschaf im Wasser liegende Schiff mit räthelhaften Leben zu erfüllen. Ein weithin hallender Schuß vom Bord weckt scheinbar schlummernde Kräfte, eine elektrische Klingel ertönt und das Boot beginnt sich langsam fortzubewegen. Es zieht Bögen und Kreise, steuert nach rechts und links, geht vor- und rückwärts, weicht entgegenkommenden Schiffen aus, steht wieder still u. s. w. Die Versuche haben allem Anscheine nach den günstigsten Verlauf genommen und das Interesse von Fachleuten und Laien in hohem Maße erregt. Die Traaweiter der Erfindung für die zweite moderne Küstenerhellung u. a. m. ist vielleicht von hoher Bedeutung. Dafür spricht schon der Umstand, daß sich die Marinebehörden für die Erfindung lebhaft interessieren und mit dem Erfinder bereits in Fñhlung getreten sind.

Wenn es in der Kunst keine Renner gäbe, gäbe es auch weniger Kömner.